

*Wortmeldung
der Freien Akademie der Künste Rhein-Neckar e.V.
zur
Bewerbung um den Titel „Europäische Kulturhauptstadt“*

Experiment „Zukunftskultur – Wie wir leben wollen und werden“

Die Bewerbung um den Titel „Europäische Kulturhauptstadt“ benötigt ein Thema. Sie verlangt nach einem zentralen Motiv aller Aktivitäten, die bis zum möglichen Hauptstadtjahr erfolgen. Dieses Motiv zu definieren, ist immer eine Art Hochrechnung auf die Zukunft. Schließlich kann es ja gut sein, dass Mannheim und die Region auch erst in 20 oder 25 Jahren zu dieser Kulturhauptstadt ernannt werden. Welch eine Zeitspanne! Wohl kaum jemand wird glauben, dass dann die Paradigmen gegenwärtiger Kulturpolitik auch nur halbwegs den „Nerv“ der dann kommenden Zeiten treffen wird.

Die Verlockung ist deshalb groß ist, alles erst einmal „offen“ zu lassen, getreu der Parole: „Der Weg ist das Ziel“. Dieser Satz ist zwar gut gemeint (im Sinne einer Art Entkrampfung allzu stringenter Verfolgung von Absichten) aber ziemlich unsinnig. Denn es gibt nirgendwo einen Weg, von dem man nicht zumindest vermutet, dass er auch ein Ziel hat. Da kann man noch so sehr von „Prozess“ und „Ergebnisoffenheit“ sprechen: eine „Bewerbung“, die kein Ziel benennt, ist gar nicht möglich. Besonders, wenn der Weg schon das halbe Ziel sein soll, muss das Ziel, selbst wenn es sich im Verlauf verändert, zunächst klar benannt sein.

Unser Vorschlag einer Benennung des Zieles für die Bewerbung um den Titel „Europäische Kulturhauptstadt“ macht aus dieser Notwendigkeit eine Tugend - eine Tugend mit vielversprechenden Aussichten. Wir schlagen vor, sich als Motiv der Bewerbung mit der Frage zu befassen, wohin sich inhaltlich das Leben der Städte und Regionen in den kommenden 33 Jahren entwickeln wird – in ganz Europa und besonders in unserer Region.

Die „Bewerbung“ wird so zu einem Experiment, zu einem mutigen Projekt, zu einer Wette auf den Wahrheitsgehalt unserer heutigen Vermutungen: zu einer Wette auf die Zukunft Europas, deren Thesen sich am Ende des Prozesses zu beweisen hätten – mit dem hohen Risiko, sich im Gegenteil einem (vielleicht befreienden) allgemeinen Gelächter auszuliefern.

Experiment „Zukunftskultur – Wie wir leben wollen und werden“

Die Bewerbung als experimentell-inszenierte Mutmassung darüber, wie Stadt und Region in 30 Jahren kulturell aussehen werden. Die Bewerbung als Inszenierung der praktischen, in 30 Jahren dann alltäglichen Bedeutung der Kultur im Leben der Menschen, mit allen Facetten des Ungesicherten und Experimentell-Spekulativen.

Es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass eine Stadt und Region so viel wagen - weshalb im Gegenzug allerdings die Chancen steigen würden, den Zuschlag der Bewerbung als Kulturhauptstadt Europas zu erhalten. Weil dieses Thema nicht nur den Nerv der Zeit trifft: das allgemeine Rätselraten über die Zukunft Europas (wenn derzeit auch primär nur in ökonomischer Hinsicht). Sondern auch, weil dieses Thema perfekt zur gesamten Kulturgeschichte Europas passt, die von nichts so profitiert hat, wie vom künstlerisch-kulturellem Mut. Eine Stadt und Region würden die Trumpfkarte Europas ausspielen: den Jahrhunderte alten Mut zu künstlerisch-kultureller Innovation, den Mut zum Risiko bei der Neugestaltung unseres Lebens, gepaart mit dem Wissen um unsere Geschichte.

Bevor wir dazu einige konkrete Anregungen geben, bitten wir darum, uns in unserer Begründung für diesen Vorschlag zu folgen. Erst dadurch kann die Substanz des Vorschlages deutlich werden.

Begründung

Vorbemerkung

Die „Freie Akademie der Künste Rhein-Neckar“ ist ein gemeinnütziger Verein, der rund 200 Mitglieder umfasst, Künstler und Kunstvermittler aller Sparten - von Architekten, Bildenden Künstlern, Regisseuren von Schauspiel und Film bis zu Designern, Schriftstellern, Musikern und Komponisten, zumeist der Metropolregion Rhein-Neckar. Sie fühlte sich aufgerufen, angesichts dieser Bewerbung Mannheims und der Region ebenfalls über mehrere Monate hinweg über dieses Vorhaben nachzudenken – und will dieses Nachdenken nun öffentlich machen.

Diese Wortmeldung ist nicht in irgendeiner Gegnerschaft zu dem zu sehen, was die Stadt Mannheim und die Region in dieser Sache bisher umfangreich unternommen haben - im Gegenteil: wir bitten darum, unsere Initiative als einen Baustein des Diskurses zu sehen, den Mannheim und die Region virulent begonnen haben.

Anzumerken ist ferner, dass es sich um einen Text des Präsidenten der Akademie handelt, der zwar den zurückliegenden Diskurs insbesondere im Präsidium der Akademie aufnimmt und darlegt, dies aber nicht in allen Nuancen und „repräsentativ“, also durchaus mit einer persönlichen Note des Autors. Entsprechende Korrekturen und Anmerkungen finden sich in der Debatte der Akademie zu Thema im Anschluss an den Vortrag dieser Position.

Was ist eine „Hauptstadt der Kultur“?

Was ist das überhaupt – eine „Hauptstadt der Kultur“? Heisst das, dass es dort besonders viel Oper und Theater gibt, Musik an allen Orten, Gemälde, schöne Häuser? So, wie man sich eine „Hauptstadt der Liebe“ vorstellt, Venedig oder Paris.

Es war eine griechische Kulturministerin namens Melina Mercouri, – sie war auch Sängerin und Schauspielerin – die die Idee hatte, dass es hinfort jährlich eine „Europäische Kulturhauptstadt“ geben solle. Am 13. Juni 1985 wurde das Projekt in der Europäischen Union beschlossen. Ziel und Zweck der Sache war und ist, dass die Europäer sich untereinander besser kennen lernen, dass sie sich selbst kennen und erkennen und wertschätzen in ihrer Vielfalt.

Wer könnte da widersprechen? Und so kam es auch, dass dieses Projekt eines der erfolgreichsten Projekte der Europäischen Union wurde, niemals umstritten, für jedermann einsichtig, ein Selbstläufer.

Ein Blick in die konkreten Ausführungen der jeweiligen Kulturhauptstädte aber zeigt schon: die Frage, was das denn sei, Kultur, wurde stets sehr unterschiedlich beantwortet.

Mit welchem Begriff, welchem Verständnis von Kultur also hantieren wir? Was meinen wir, wenn wir von Kultur sprechen im Zusammenhang der Bewerbung um den Titel „Hauptstadt der Kultur Europas“?

Kultur der Leuchttürme

Da gibt es zum einen den guten alten, nach wie vor aber bei vielen Bürgern unserer Region in ihrem Kulturverständnis sehr lebendigen Kulturbegriff, den wir den traditionell-repräsentativen Kulturbegriff nennen wollen. Für diesen genügt es auch, wenn beispielsweise staatliche oder kommunale Geldmittel auf wenige „Leuchttürme“ der Kultur konzentriert werden, also auf die Institutionen des Theaters, der Oper, der Bildenden Kunst und der Klassischen Musik. Selbst ein weltweit bekanntes Internationales Filmfestival würde hier von manchen (die den Filmbezug nicht zur richtigen Kunst rechnen) nicht als ein wichtiger kultureller „Leuchtturm“ genannt werden, experimentelle Kunst-Events der Region schon gar nicht.

Der Hintergrund dieses Verständnisses von Kunst & Kultur soll genannt werden. Es hat eine bedeutende Kulturgeschichte auf seiner Seite, in der sich die schönen Künste dereinst dem Adel verdanken, später dann dem europäischen Bürgertum, das als Mäzen, als Gönner, als Financier deren Werke ermöglichte. Und wenn man sich fragt, was sie dazu antrieb, dafür so viel Geld auszugeben und die vermutlich wenigen Fälle altruistischer Menschenliebe mal außer Acht lässt, dann war es für die besseren Kreise stets eine Art kunst-kulinarischer Selbstgenuss ihrer gesellschaftlichen Erhabenheit über die unmittelbaren materiellen Bedürfnisse, die sie in „ihren“ schönen Künsten feierten - eine Art gelebter Freude über die durch Reichtum mögliche Distanz zum bloßen schnöden Dasein der anderen, die die besseren Künste ohnehin nicht in der Lage waren zu goutieren und sich stattdessen ja bei Wein, Weib und Gesang vergnügen konnten.

Es handelt sich hier um ein Grundverständnis der gesellschaftlichen Bedeutung von Kunst & Kultur, das sämtliche inhaltlichen Veränderungen der Verschiebungen der Bedeutungen (vom Theater zum Film oder von sog. Ernster zu sog. Unterhaltungsmusik) genauso ignoriert wie alle soziologischen Veränderungen, die den alten „Bürgerstand“ umstrukturiert haben. Wer diese Haltung ungebrochen einnimmt, insbesondere wenn es um die Bewerbung zur Kulturhauptstadt geht, muss damit rechnen, als sehr altmodisch und unreflektiert zu gelten – obwohl bestimmte Elemente dieser Haltung durchaus ihren Wert haben.

Aus dieser Haltung heraus resultiert auch oft ein völliges Missverständnis schon der Grundidee der Kulturhauptstadt seit 1985, weil man annimmt, „Kulturhauptstadt“ sei ein Ehrentitel für kulturellen Prunk und Reichtum oder kulturelle Verdienste. Es geht aber in sämtlichen Kulturhauptstadtbewerbungen Europas heute eindeutig nicht darum, den kulturellen Besitzstand „werbend“ vermarkten zu wollen, und dies auch nicht in „Festivalkonzepten“, die sich aus diesem Besitzstand heraus entwickeln ließen. Der Titel wird vielmehr dafür verliehen, dass eine Stadt und Region auf eine spezifische Weise, die Bedeutung aufzeigt von Kunst & Kultur in Europa im konkreten Leben der Menschen einer Stadt und/oder Region.

Kulturgenuss für alle

Zum anderen gibt es einen neu-bürgerlich-dynamisch-kulinarischen Kulturbegriff, wonach die Künste in allen Varianten, ohne Hierarchie - jetzt darf auch die Filmkunst dabei sein - und vor allem ohne Aussortierung und Abstufung, also ohne Werthierarchie, von jedem jederzeit als eine Art sinnliches Lebensmittel genutzt, benutzt und verbraucht werden kann - und das am besten in harmonisch-schönem Gleichklang des Miteinander von aberhundert Varianten und Möglichkeiten, das Leben zu genießen. Hier hängt die Teilhabe zwar auch dramatisch vom Bildungsgrad ab, aber meine Großmutter hätte gesagt: auch Neureiche dürfen jetzt dabei sein und man muss nicht aus gutem Hause sein.

Signifikant ist der „Hedonismus“ in diesem Verständnis von Kunst & Kultur. Jede Variante von Kunst soll unterschiedslos genießbar sein und Varianten der Kunst, die von Schrofheit und Zumutung bestimmt sind, werden einfach gemieden und denen überlassen, die das offenbar mögen. Die Parallelität zum allgemeinen Konsumismus unserer Gegenwartskultur ist offensichtlich. Die „Hierachiefreiheit“ dieses Kunstverständnisses entspricht einem Lebensalltag, in dem jeder Anspruch auf vermeintliche Wahrheiten welcher Art auch immer verpönt ist.

Der Hintergrund für die aktuelle Beliebtheit dieses Verständnisses von Kunst & Kultur ist erhellend:

Zum einen ist dies die neue globale Marktkonkurrenz der Städte und Regionen gegeneinander. Vehement wird hier um Profil und Attraktivität gekämpft, europaweit. Ein Motiv für diesen Kampf um Attraktivität, ist die abnehmende Bedeutung regional

vorhandener Ressourcen, die bisher ein Unternehmen gezwungen haben dort zu bleiben, wo es immer gewesen ist. Das muss jetzt nicht mehr sein. Auch die neue, grundlegende Mobilität wichtiger Arbeitskräfte, die eben dorthin oder auch hierhin ziehen können, je nachdem, was da so los ist in der Region, sind hier entscheidend. Das Resultat ist, dass jede Stadt und Region jetzt darum kämpft, sich hier möglichst besonders positiv darzustellen. Und weil manche Region von der Kulturgeschichte nicht so gut bedacht ist wie andere, keine Schlösser oder berühmte Theater hat oder weniger Grün als andere, sucht sie nach Auswegen, dies zu kompensieren durch neu herzustellende Qualitäten.

Viele Kulturhauptstadtsbewerbungen werden deshalb derzeit als willkommene Gelegenheit gesehen, die allgemeine und die kulturelle Infrastruktur der Städte zukunftssicher im Sinne eines Stadtentwicklungskonzeptes zu verändern. Das ist ein bisschen vergleichbar mit den Bewerbungen zur Ausrichtung der Olympiade, die ja auch jedesmal einen hoch erwünschten Innovationsschub für die verkehrstechnische und städtebauliche Infrastruktur bedeuten.

Der Hintergrund des „modernen“ Verständnisses von Kunst & Kultur ist aber auch davon bestimmt, dass wir von einer gewissen „Demokratisierung“ der Künste sprechen müssen, in Folge eines gewissen Machtverlustes des Bürgertums - nämlich weg von der alten elitären Selbstspiegelung und Selbstversorgung des besser gebildeten und begüterten Bürgertums hin zur Lebensgestaltung aller Einwohner einer Stadt: hierarchiefrei, barrierefrei, alltagsbildend, nachhaltig, strukturell anstatt repräsentativ. Dabei wird diese Umstrukturierung kaum benannt und so gehandhabt, als folge sie keinerlei bestimmter Absicht oder Zielsetzung und würde jedem problemlos gestatten, sich eines der kulturgeschichtlichen Elemente nach Belieben heraus zu nehmen oder „demokratisch“ nebeneinander zugleich auszuleben. Alles klingt sehr frisch und nett und sympathisch modern und geradezu harmlos richtig. Aber ist es das?

Zunächst dürfte es einsichtig sein, dass eine Kulturhauptstadtsbewerbung, die diesem aktuellen Trend einfach nur folgt ohne substantiell etwas Eigenes zu gestalten, nicht nur Gefahr läuft, auch alle Fehler und Irrtümer dieses Trends getreulich mitzumachen, vor allem reduziert sie geradezu mutwillig ihre Chancen einer erfolgreichen Bewerbung – und zwar einfach nur deshalb, weil halt alle derzeit irgendwie genau das und damit dasselbe machen.

Im geschilderten Trend läge ein Bewerbungskonzept, dass sich die Stadtentwicklung der kommenden Jahre so vorstellt, dass die mental-soziologische Befindlichkeit der Städte und der Region herausgefunden und dann in Szene gesetzt wird: zugespitzt, bespielt, modifiziert, in einen Dialog gesetzt, kontrastiert oder egalisiert wird. Im Trend läge es ferner, dabei jede Form der Hierarchisierung zu vermeiden, sowohl innerhalb der Künste und Institutionen wie zwischen den künstlerisch-sozialen Aktionen, in allem einem Grundprinzip der Dynamisierung und kulturellen Demokratisierung des Stadtlebens und Regionslebens zu folgen und dabei strikt zu vermeiden, dass ein im voraus fest gelegtes Thema zu einem Aussortieren und Bewerten und einer Ungleichbehandlung der Massnahmen und Initiativen führt und Teile der potenziell Beteiligten abschreckt.

Eine Kultur der Teilhabe

Es wäre u. E. falsch, die Bewerbung zum Anlass zu nehmen, nach vertrautem Muster der Stadt und der Region einfach noch mehr Kunst & Kultur in noch mehr Bereichen und noch größerem Umfang zu ermöglichen. Wir ersticken ja jetzt schon in einem gewissen Überangebot. Aber liegt dies daran, dass es „Von allem zu viel und überall das Gleiche“ gibt? Oder liegt es daran, dass die Angebote oft eben nur als Möglichkeiten des Konsums oder

Zeitvertreibs gesehen werden und nicht als Chancen konkreter Verwirklichung neuer Horizonte des eigenen Lebens? Kann es sein, dass unsere Aufgabe (als Künstler und Kunstvermittler) heute darin besteht, den Künsten wieder eine wirkliche Bedeutung zu geben, bezogen auf die realen gesellschaftlichen Verhältnisse im Europa von heute? Dass es um neue künstlerische Formen des Ernstnehmens der Menschen geht? Um eine neue Form der Aktivität, der Partizipation, selbst im „Konsum“? Um die Umsetzung der Möglichkeiten des Internets beispielsweise, aber jenseits der Nutzung als Konsummaschine? Um die Chancen einer neuen Teilhabe beispielsweise wenig gebildeter Bürger, aber jenseits ihrer „Pädagogisierung“ als Kandidaten gepflegt-bürgerlichen Kunstverständnisses? Kann es sein, dass wir in nächster Zukunft auch die Künste jenseits ihrer bisherigen Begrenzungen denken müssen, wonach es Triviales und Wahrhaftiges gibt, Ernste einerseits und nur Unterhaltende Musik andererseits oder Filme mit Kunstanspruch auf der einen, strikt davon getrennt Filme, die nur nett unterhalten sollen, auf der anderen Seite jener „Unterscheidungsmauern“, die aber in realitas schon lange niedergerissen sind? Geht es vielleicht um eine neue alltägliche Relevanz der Künste im Leben der Menschen, die weder mit dem alten Verständnis einer „Kultur der Leuchttürme“ noch dem neueren Verständnis einer Kultur als „Kunstgenuß für alle“ zu erfassen sind und unsere Zukunft in Europa bestimmen werden?

Was die Welt im Innersten zusammenhält

Ein wichtiges Element der Wortmeldung der AKADEMIE geht auf eine Bemerkung des Akademiemitglieds Prof. Helmut Striffler zurück: Kunst & Kultur sind kein Feld der glücklichen Harmonie und Eintracht und sozusagen nur zum Spaß und zur Beglückung des Lebens am Feierabend da. Im Gegenteil: Kunst & Kultur sind ein Feld der Differenzen, ein Feld des Kampfes, ein Feld der intensiven Kritik an dem, was kulturgeschichtlich jeweils zuvor Geltung hatte. Alle anderen Ideen über die Künste sind Kitsch. Kunstwerke sind keine Kuschtiere. Eher sind sie gefährliche Raubtiere, die man versucht, in Käfigen zu halten. Kunstwerke beanspruchen Wahrheit in ästhetischer Form, sie leben geradezu davon, ihre jeweiligen Vorgänger der „Wahrheitssuche“ für komplette Idioten zu erklären, natürlich nachträglich betrachtet nicht immer zu Recht. Immer aber geht es um die Überwindung und das Ersetzen des jeweils Alten durch das Neue, das selbstbewusst als viel besser behauptet wird.

Sowohl innerhalb der grossen wie der kleinen Städte der Region als auch zwischen ihnen, hier also Heidelberg und Mannheim und Ludwigshafen, sind diese Differenzen deutlich erkennbar: Von Heidelberg aus in die Rheinebene hinaus zu gehen, bedeutet auch mit großen Schritten Richtung Moderne zu gehen: industriegeschichtlich, ansiedlungshistorisch, kulturgeschichtlich. So hätte ein Schiller in Heidelberg ganz sicher nicht arbeiten können und eine Kunsthalle wie die Mannheims, äußerlich wie innerlich, wäre in Heidelberg 1907 auch nicht errichtet worden. Umgekehrt stünden Ludwigshafen und Mannheim ohne Heidelberg und seine großartige kulturgeschichtliche Tradition so einsam und verloren und entwurzelt da wie manche Städte in den USA.

Natürlich ist das eine starke Vereinfachung, weil sich beispielsweise das Wesen von „Mannheim“ in Aspekten auch in „Heidelberg“ und umgekehrt das Wesen von „Heidelberg“ in Teilen auch in „Mannheim“ finden lässt, und in manchen Aspekten gilt das für „Ludwigshafen“ nicht minder. Aber nie verhalten sich die Bausteine der Kultur zueinander so friedlich und interesselos neutral wie dies derzeit oft mit harmonischen Konzepten nahegelegt wird. Deutlicher gesagt, verharmlosen alle harmonischen Kulturkonzepte des friedfertigen Nebeneinanders die eigentliche Relevanz kämpferischer Auseinandersetzungen um das Wahre und Gute und damit das, „was die Welt im Innersten zusammenhält“ (Goethe). Sie machen aus den Künsten und ihren lebensbestimmenden Qualitäten und Wahrheiten damit belanglose Elemente des Zeitvertreibs und der Dekoration des Lebens.

Die Region Rhein-Neckar ist ein Musterexemplar für die grossen Differenzen und wechselseitigen Abhängigkeiten, die das eigentliche kulturelle Potenzial Europas ausmachen und die Gegenwart durch die Geschichte markieren.

Eine Bewerbung als Kulturhauptstadt bzw Region Europas sollte davon ausgehen und dabei das Niveau halten, das in historisch gewachsener Ernsthaftigkeit, Genauigkeit und Radikalität schon vorliegt.

Auf keinen Fall dürfen die spezifischen Qualitäten der drei grossen Städte der Region aber insbesondere auch der mittleren und kleineren Städte, ja mancher Dörfer im Projekt der Bewerbung untergehen oder als zweitrangig angesehen werden. Wenn es auch verständlich ist, dass die Stadt Mannheim als treibende Kraft der Bewerbung sich selbst im Mittelpunkt sieht, so wäre es doch falsch, wenn sich alles nur um eine Stadt drehen würde.

Wir schlagen im Gegenteil vor, dass das Projekt **Experiment „Zukunftskultur – Wie wir leben wollen und werden“** unter souveräner Teilhabe aller Städte der Region jeweils mit sehr spezifischem Bezug auf die lokale Tradition und deren Besonderheit angegangen wird, damit sich im Gesamtbild auch der ganze historisch gewachsene kulturelle Reichtum der Region präsentieren kann.

Experiment „Zukunftskultur – Wie wir leben wollen und werden“

Stellen Sie sich vor, der Prozeß der Bewerbung um den Titel „Europäische Kulturhauptstadt“ würde darin bestehen, zu fragen: „Welchen Wert haben die Künste für die Menschen im Jahr 2050?“

Das würde implizieren, dass

erstens Kunst & Kultur keinen Selbstwert von vornherein haben,

zweitens, dass Kunst & Kultur vielleicht einem anderen Wertbegriff folgen als dem vertrauten aus der Welt der Ökonomie und

drittens, dass der Wert der Künste von den Adressaten erkannt und gewollt, ja begehrt werden muss, wenn es sich um einen tatsächlichen Wert handeln soll.

Welchen Wert haben Kunst & Kultur für die Menschen im Jahr 2050 wirklich?

Man könnte **zum Beispiel** als Ziel der Bewerbung einer These folgen, die sagt, in den kommenden Jahrzehnten würden sich die Menschen (nicht nur, aber auch hier in der Region) zunehmend von einem „Ökonomismus“ befreien wollen, der ihnen allzu sehr bis in die Verästelungen des Denkens und Fühlens eingedrungen ist und das Leben aller viel zu sehr im Griff hat: als innerlich vertraute Gewohnheit des Denkens, als unausgesprochene, innere Glorifizierung der Merkmale und Mechanismen von Handel und Wirtschaft, als eine Denkweise, die uns in die letzten Gehirnwinkel gekrochen ist und inzwischen schon unser Fühlen und Denken, Hoffen und Bangen strukturiert hat: von Wert kann nur sein, was sich irgendwie rechnet. Wäre das nicht eine ureigene Aufgabe für die Künste einer „Europäische Kulturhauptstadt“, sich damit zu befassen, dass vielleicht dieser „innere Ökonomismus“ die eigentlichen „Lebenswerte“ zurückgedrängt und abgewertet hat: Liebe, Träume, das Glück der Kinder und des absichtslosen Daseins, Wahrnehmung der Lebenszeit, Wahrnehmung all dessen, das nicht von Zwecken und Ergebnissen bestimmt ist, Berechtigung eines Denkens, das unvernünftig und unzweckmässig ist, Lebensberechtigung der Künste schließlich als Werke, die einem anderen als dem ökonomischen Wertbegriff folgen.

Aber das ist nur als ein Beispiel gemeint, um anzudeuten, mit welchen Aspekten eine Inszenierung der Zukunftsbefragung umgehen könnte.

Und auch einen anderen Vorschlag aus der Akademie wollen wir Ihnen nicht vorzuenthalten: Man könnte sämtliche Kultureinrichtungen ein Jahr schließen, vorher ein hübsches Trennungsfest feiern und dann nach einem Jahr mal nachschauen, nachfragen, was so vermisst und unbedingt wieder gewollt wird... Natürlich ist dieser Vorschlag weniger ernst als vielmehr anregend, weil erhellend gemeint.

Was glauben Sie? Welchen Fragen und Formen werden sich Kunst & Kultur angenommen haben im Leben der Menschen in 30 Jahren in Mannheim, Heidelberg, Ludwigshafen und den vielen lebenswerten Städten und Dörfern der Region?

Wenn wir dies so radikal wie möglich fragen und künstlerische Umsetzungsformen dieser Fragestellung entwerfen lassen, haben wir den Titel „Europäische Kulturhauptstadt“ in jedem Fall verdient, ob andere das einsehen und uns nominieren oder nicht.

*Dr. Michael Kötz ©
Präsident der FREIEN AKADEMIE DER KÜNSTE RHEIN-NECKAR
März 2012*

Auszug aus der Debatte der FREIEN AKADEMIE DER KÜNSTE RHEIN-NECKAR mit Mitgliedern und Gästen
am 19. März 2012 im Ernst-Bloch-Zentrum, Ludwigshafen am Rhein
(im Anschluss an den o.a. Vortrag)

Beiträge (in der Reihenfolge der Wortmeldungen)

Mitglieder der AKADEMIE: Prof. Dr. Jochen Hörisch, Prof. Dr. Helmut Striffler, Fritz Stier, Dr. Klaus Kufeld, Dr. Hans Joachim Bremme, Rudij Bergmann, Dr. Reinhard Spieler, Gabriele Oßwald, Prof. Dr. Thomas Friedrich.

Anwesende Gäste der AKADEMIE: Ingrid Schinz, Prof. Dr. Steffen Sigmund, Kiri Maisel, Wolfgang Sautermeister, Andreas Koch.

Prof. Dr. Jochen Hörisch: Ich freue ich mich darüber, wenn meine in Weinlaune gestellte Forderung, mal ein Jahr lang alle Institute zu schließen, mal ein Jahr lang kein Kino, kein Theater, keine Vernissage, keine Literaturlesung, etc. zu machen, bevor man dann eine Kulturhauptstadt Europas hat, in diese Rede eingewandert ist. Das war ernster gemeint, als es gesagt ist. Man könnte wirklich mal gucken, wie wäre es, wenn wir ein Jahr lang – das wäre dann schon eine Zeit, in der man als Kulturjunkie auf Entzug geschaltet wird – wirklich mal experimentell unter diesen Bedingungen leben müssen. Und ich würde sagen, was Dr. Kötz mit einem gewissen ironischen Unterton formuliert hat, das könnte man in aller Ernsthaftigkeit und öffentlich vertreten, sagen, dass es zu viel Kultur gibt. Wir machen mal den Gegenteil und betreiben ein Jahr Kulturausblendung im Rhein Neckar Dreieck. Und dann schauen wir mal weiter.

Prof. Dr. Helmut Striffler: Der experimentell gemeinte Vorschlag, den Kulturbetrieb zeitweilig auszusetzen, das ist ja nur so, als würde man das Radio ausschalten, wohlwissend, dass alles hinter den Kulissen weiterläuft. Das unterstellt, dass man Kultur kurzerhand als Summe einschlägiger Aktivitäten ansieht, die gegen Geld ‚Zeitvertreib‘ bewirken. So kann es aber nicht gemeint sein! Kultur ist etwas ganz anderes. Kultur erwächst dort, wo der Krawall ist, wo es nicht klappt, wo unterschiedliche Meinungen und Interessen kollidieren, wo also Klärungsbedarf besteht. Kultur ist Klärungsarbeit, Aufklärung durch Streitkultur und keinesfalls Teilhabe an lustigem Zeitvertreib.

Ingrid Schinz: Es ist ein total interessanter Gedanke, (die Bewerbung als experimentell-inszenierte Mutmassung darüber, wie Stadt und Region in 30 Jahren kulturell aussehen werden.) - was heute Wahrheit ist, und was in 20 oder 30 Jahren Wahrheit ist, da sind ja Welten dazwischen. Die Zeit wird sich horrend schnell verändern, dass man sich das gar nicht vorstellen kann. Insofern finde ich dieses Thema als Experiment einen tragenden Gedanken, der wirklich gut ist, weil es eine ganz neue Idee ist, die noch niemand in Erwägung gezogen hat. Ich denke schon, dass dies ein Weg wäre, Kulturhauptstadt zu werden. Eine ganz neue Vorstellung, wirklich gut und interessant.

Fritz Stier: Ich denke, an der Idee ist schon was dran. Ein Jahr Denkpause! Wir haben ein riesiges pluralistisches Angebot von Kulturveranstaltungen, einen Blumenkorso mit unterschiedlichsten Angeboten. Jeder reklamiert seinen eigenen Wahrheitsbegriff, von dem, was scheinbar wichtig und wesentlich ist. Was in der Tat für mich fehlt - aber vielleicht heute hier den Anfang findet - ist die Diskussion, das

Gespräch untereinander. Da ist viel zu viel routinierter Kulturautomatismus und viel zu viel Schielen auf die Quote Publikum. Das gilt im gleichen Maße für Künstler, als auch für Kunstvermittler. Mir fehlt häufig eine substantiell reflektierende Haltung, über das, was wir eigentlich tun, was Kunst und Kultur eigentlich vermag oder nicht. Ich denke, vielleicht können diese Akademiegespräche ein Anfang sein von dem, was so eine freiwillige Zwangspause füllen könnte.

Dr. Klaus Kufeld: Ich fand den provokativen Vorschlag, für ein Jahr dicht zu machen schon spannend, auch wenn es nur reine Theorie sein kann. Niemand kann sich das wünschen wollen, niemand kann auch glauben müssen, das so etwas je durch geht oder je zu realisieren ist – wie auch die Autoren des „Kulturinfarkt“ glauben machen. Aber als theoretisches Konstrukt, wie der Wert von Kultur aufgezeigt werden kann, ist das schon sehr hilfreich. Aber natürlich ist der Weg das Ziel. Nicht weil es Hesse gesagt hat - und Bloch wiederholt hat. Der Weg ist schon deshalb das Ziel, weil wir die Frage, wie eine Kulturhauptstadt Europa aussehen kann, als Prozess begreifen müssen, der aus dieser Identität der Region und der Städte, aus der Spannung, dem knisternden Akkord, wie Bloch so schön gesagt hat, hervorkommen muss. Und dieser Weg ist auch die Aufgabe, die zu beschreiben ist. Was aber zu Recht vermisst wird, ist eine Zielvorstellung. Wenn man sich heute mit Verantwortlichen unterhält, formulieren sie kein Ziel, sie sind nicht fähig eine Strategie vorzulegen, und auch nicht zu sagen, was sie eigentlich damit wollen. Außer - ich sage es jetzt mal zugespitzt – dass man sich mit ein paar Events mehr brüsten will, und dann eine riesen Performance hinlegt, um noch besser als Linz, Liverpool oder Pécs zu sein. Aber darum kann es nicht gehen. Ich denke, wir müssen uns anstrengen, diese Vision – beinahe hätte ich gesagt Utopie – auszuformulieren, nämlich „Wo man hin können sollte“. Und dann diesen Weg auch zu beschreiben, ihn bewusst gehen und dann auch dieses Kontrastierende zwischen den Städten, oder auch zwischen den Städten und Dörfern, herauszuarbeiten. Denn vieles, was in den Peripherien, z.B. in Edenkoben in dem Künstlerhaus geschieht, kann genauso einen hohen Stellenwert haben, wie ein Hack-Museum in der Großstadt. Diese Dinge herauszuarbeiten und nicht gegeneinander auszuspielen, nicht auf der Etatebene zu denken, da wirklich mal bewusst Abstand zu nehmen von diesem Wirtschaftsfaktor-Denken, um auf eine Ebene zu kommen, dass Kultur Lebenskultur ist, Lebensqualität. Man müsste Mannheim aus der Reserve locken, man müsste Ludwigshafen nicht als Zumutung empfinden, weil sie mitmachen wollen, und man müsste die Dörfer auch mit einbeziehen, die so genannten Dörfer.

Prof. Dr. Steffen Sigmund: Ich fand die Ausführungen von Dr. Kötz interessant, zugespitzt auf einen Konflikt-Kulturbegriff, wo es um Auseinandersetzung geht, wo es um Handlungspraktiken geht, die in den Mittelpunkt gestellt werden sollen. Meine Frage wäre, wie kann man den rauskitzeln? Wie kann ich Konstellationen schaffen in dieser Kulturhauptstadt wo der Konflikt manifest wird, wo aus dem Konflikt sozusagen die Kraft entsteht, die wir dort vermuten, die wir wünschen und von der wir ausgehen und die durch den Kulturinfarkt quasi zugeschüttet ist. Das ist doch die hidden message des Konzepts, wenn ich das richtig verstehe. Und da würde ich gerne konkreter drüber reden: wie könnte man solche Konflikt-Arenen, die ja tagtäglich da sind, wie kann man die sichtbar, deutlich machen?

Dr. Michael Kötz: Gemeint war, dass ein Szenario von Künstlern aller Disziplinen gebastelt wird. Wir befinden uns im Jahr 2052 und so sieht dann das Theater aus, so sieht ein Filmfestival aus, so wird gebaut usw. Weil man inszenatorisch behauptet,

das sei dann so, weil die Menschen das dann so haben wollten. Das Ziel ist die Differenz, die Spannung, die da entsteht aus dieser Hochrechnung, die zugleich viel erzählt über uns heute. So, wie es einem geht, wenn man jetzt ein altes Buch über Utopien liest, in denen sich Menschen vor 200 Jahren vorgestellt haben, wie es uns heute gehen wird.

Einwurf: Das ist ja immer gründlich schief gegangen, die Voraussagen.

Dr. Michael Kötz: Darum geht es ja, es geht ja möglicherweise auch: um das Schiefgehen.

Einwurf: Aber du wirst nicht rauskriegen, was in 50 Jahren sein wird.

Dr. Michael Kötz: Aber es zu versuchen, das wird sehr viel über uns Heutige erzählen. Außerdem geht es doch um die Künste, also um das Entwerfen, und den Mut des Entwerfes, oder?

Prof. Dr. Jochen Hörisch: Ich denke, das ist wirklich der Reiz, dass wir hier im Namen von Bloch versammelt sind. Also sind wir zukunftsorientiert und geben uns Phantasien hin, wie die Welt und die Funktion der Kunst im Jahre 2050 aussieht. Ich finde es immer ganz spannend, das zu machen, was die anderen nicht machen. Also auf Antizyklus zu setzen. Alle sagen, dass die Wahrheit relativ ist und dass man sie nicht rauskriegen kann, natürlich hat Thomas Friederich Recht, wenn er sagt, zumindest für diesen Satz müsse man Wahrheit beanspruchen. Sich in einen Beliebighkeitsduktus hinein zu fliehen, zu sagen, alles ist möglich und alles können wir machen, halte ich für ein Problem. Ich würde die Beweislast umkehren und sagen wir machen gegen Bloch und mit Bloch, denn Bloch war ja mit Prinzip Hoffnung ein großartiger Aufarbeiter von Vergangenheitsstrukturen. Und was sind Latenzen, die kann man nur aus der Rekonstruktion der Vergangenheit kriegen. Es wäre doch auch mal sinnvoll, wenn man dann eine Kulturhauptstadt Europas hat, mal zu sagen, was ist gut gegangen, zu sagen, wir gehören einer glücklichen Generation an, die 70 Jahre Frieden hat, die wirtschaftliche Prosperität hat sondergleichen. Das man sagt, Kulturhauptstadt Europas heißt einen gelassenen enthusiastischen Rückblick zu machen. Vielleicht die Kulturhauptstadt als dionysisches Fest...

Dr. Hans Joachim Bremme: Wenn ich Roland Kern oder Peter Kurz wäre, dann würde ich mich jetzt fragen, welche Richtung ich der Bewerbung geben soll. Herr Spieler dekretiert, dass alles erlaubt ist- sowohl die Tüten von Aldi wie die Bilder von Daniel Richter -, Hauptsache die Qualität stimmt. Oder aber die Künstler sollen sich mit 2050 auseinandersetzen, obwohl sie ihre Kunst immer als Gefangene ihrer Jetzt-Zeit schaffen. Schließlich schlägt Jochen Hörisch à la Gauck die Analyse vor, „wir leben in einer glücklichen Zeit und alles ist hervorragend“. Was macht also die Arbeitsgruppe, die sich mit der Bewerbung zu beschäftigen hat, mit diesen Anregungen. Erschwerend kommt hinzu, dass wir nicht mal wissen, ob die Bewerbung für 2020 oder für 2030 abgeben wird. Vielleicht mache ich es mir zu einfach und erwarte von uns eindeutige Vorschläge.

Einwurf: Der Weg ist das Ziel.

Dr. Hans Joachim Bremme: Der Weg ist das Ziel. In der Tat.

Dr. Michael Kötz: Wer immer diesen Satz aufgebracht hat, um unsere Aufmerksamkeit von einer allzu engen Zileorientiertheit abzulenken, er ist substanziell gesehen, unsinnig. Wenn der Weg tatsächlich dein Ziel ist, wohin gehst du dann den ersten Schritt? In welche Richtung genau? Es geht so nicht.

Dr. Klaus Kufeld: Ernst Bloch hat das Prinzip Hoffnung mit dem Arbeitstitel ‚dreams of a better life‘ geschrieben. Während hier der Zweite Weltkrieg getobt hat, sitzt ein Philosoph in den USA und schreibt an den Träumen einer besseren Welt. Ich glaube man muss wirklich begreifen, dass man das, was man utopisch vordenkt, was man als Vision auch hat, immer ein Verhältnis aus der Kritik hat. Das heißt, wenn man so einen Vorschlag macht wie Michael Kötz, dann gehe ich nicht davon aus, dass sich die Künstler dann mit dem Heute beschäftigen, sondern, und das zeigt ja auch jede gute Kunst, es immer eine kritische Auseinandersetzung mit der Gegenwart, der Vergangenheit und der Zukunft ist. Wenn ich mir dann vorstelle, wir haben heute eine globale Welt, wir haben digitale Medien, die Menschen kommunizieren nicht oder zu wenig miteinander, dass man da die Kontraste versucht zu erarbeiten, und in neue Formen zu gießen, wie man menschlicher werden kann, wie man sozialer wird, wie das Recht erhalten bleibt, dann glaube ich, weist man der Kunst eine ganz spezifische Bedeutung zu. Es ist gut, vor diesem Hintergrund eine Bewerbung zur Kulturhauptstadt anzugehen....

Rudij Bergmann: Natürlich leben wir, lieber Jochen Hörisch, in der schönsten aller Welten. Das ist klar, nur wer lebt da? Wir müssen kulturelle Ambitionen, kulturelle Möglichkeiten – man muss das wohl wieder deutlicher sagen - an Klassenbedingungen, also an ökonomischen Zuständen anbinden. Du kannst dich auch tot saufen und vergisst dein Elend, das wäre eine Möglichkeit. Und die andere Geschichte: Ich habe vor 20 Jahren dem Direktor der Staatsgalerie Stuttgart vor der Preview mal gesagt, jetzt nehmen wir einen Trollinger und machen den Laden zu und sehen was passiert... vermutlich zuerst mal gar nichts. Von daher ist die Strategie, kulturelle Institutionen ein Jahr zu schließen, zwar spannend und vielleicht gar provokant ist, aber natürlich bin ich letztlich dagegen. Aber wenn man mir jetzt mein Nationaltheater schließt, dann setzte ich mich in den Zug und fahre nach Stuttgart ins Staatstheater, das ist mir dann grad egal. Was natürlich nicht stimmt, da ich immer schon ein Fan des NTM war, wie man sich erinnern wird. Die Frage des Überangebotes finde ich allerdings wichtig, aber bei meiner Zustimmung dazu, bekomme ich trotzdem Bauchschmerzen. Ist die freie Szene überflüssig in diesem Ensemble, in diesem Blumenstrauß des Kulturellen?

Fritz Stier: Ich finde das Thema Freien Szene sehr wichtig. Ich bin ja auch Künstler und habe mit andern Künstlern (Barbara Hindahl und Andreas Wolf) „King Kong“ gegründet. Wir sind mit Containern von Platz zu Platz gezogen und haben mit einem Mini Etat spannende Kunst gezeigt. Die Freie Szene im Zusammenhang mit dem Thema Kulturhauptstadt hat insofern eine wichtige Bedeutung, dass die Bürger/innen einer Stadt viel einfacher und direkter eine kulturelle Identität entwickeln können, wenn eine sehr lebendige freie Szene da ist. Also 10 Leuchttürme können keine freie Szene ersetzen. Meines Erachtens trägt die freie Szene mit am stärksten dazu bei, dass auch ganz normale Bürger das Gefühl entwickeln, in meiner Stadt gibt es eine lebendige, vielgestaltete Kulturlandschaft.

Dr. Michael Kötz: Die Frage ob es zu viel oder zu wenig Kunst gibt, ist nicht nur unpraktisch, sie ist auch theoretisch fragwürdig. Wichtiger ist die Frage, welche

Bedeutung haben die Dinge, die da konsumiert werden für den Konsumenten. Ich will da von Ernsthaftigkeit sprechen, von Nährwert. Ich kann einen Film sehen und dann den nächsten oder gar nicht zu Ende schauen und dazwischen irgendwas anderes machen, dabei telefonieren. Oder ich kann da sitzen und einen Film sehen und den 14 Tage nicht mehr vergessen. Das ist eine unterschiedliche Erfahrung von Kunst. Es geht also um eine innere Haltung, und die ist völlig unabhängig davon, wie viele Bilder in einer Ausstellung hängen. Es ist eine Frage der Einstellung, die leichtfertig damit umgeht – wie man durch ein Kaufhaus schlendert - im Gegensatz zu einer Einstellung, die intensiver wird, weil etwas auftritt, was mich persönlich betrifft, ohne dass ich richtig weiß warum. Wenn ich eine Erwartungshaltung an eine Ausstellung, an ein Ereignis habe werde ich es anders, intensiver wahrnehmen, kontrollieren, prüfen, abwägen, annehmen wollen oder nicht haben wollen, als wenn es etwas ist, was ich auch noch mitmache. Darum geht es. Es geht nicht darum, wie viel es gibt, sondern wie die Menschen sich darauf beziehen. Und das wiederum ist das, was ich mit dem Wahrheitsbegriff der Kunst meine. Wenn ich mir von der Kunst etwas für mein Leben erwarte, dann reduziert das das leicht flüssige Konsumieren. Ich will dann etwas. Und dazu muss ich wiederum damit rechnen, dass ich das in den Künsten überhaupt finde, dass sie dazu überhaupt da sind, und nicht nur dazu da, mich zu unterhalten. Und ich weiß wovon ich rede als jemand der mit Film zu tun hat seit Jahrzehnten. Ich weiß, dass für die meisten Menschen Film das ist, was man sich reinzieht, wenn einem gar nichts mehr einfällt. Und das ist auf dem selben Material hergestellt wie die Filme, die man kaum aushält, wenn man nicht ganz entspannt ist. Das ist ein riesen Spektrum, und die Grenze ist fließend, und um die geht es. Wie erhöhe ich die Bedeutung der Kunst für die Menschen und wann haben die Künste eine Bedeutung? Deswegen haben wir spielerisch den Vorschlag eingebaut, wir schließen mal den Laden ein Jahr und gucken mal, wer jetzt noch danach schreit, oder wer es überhaupt nicht mitgekriegt hat. Wie hoch also ist der reale Gebrauchswert. Oder man rechnet hoch und sagt den Künstlern, ihr dürft jetzt entscheiden was in dem jeweiligen Metier in 30, 40 Jahren relevant ist und was nicht. Das ist der selbe Gedanke, nur positiv und in eine Aktion gewendet.

Prof. Dr. Jochen Hörisch: Bedeutungssteigerung bekommt man durch Verknappung. Ich glaube, das ist ein schlechterdings wahrer Satz. Und wenn man mit dem verrückt scheinenden Vorschlag der Einstellung richtig Mangelerscheinungen herstellt, also einen ungeheuren Kultur- und Kunsthunger herstellt – so wie man einen Junkie auf Entzug setzt, das ist ja der schnell ersichtliche Hintergrund der Überlegung - wenn man das ein bisschen operationaler gestaltet, wäre ein Modell denkbar. Dass man sagt, man macht einen Rückzug, ein Jahr lang alles schließen, bis auf eine Sparte für einen Monat. Einen Monat Film, alle Theater, alle Vernissagen, alle Jazzveranstaltungen gibt es nicht. Es gibt nur Film. Man verknappt enorm und lenkt die Aufmerksamkeit auf diese eine Sparte. Und nimmt zur Kenntnis: da gibt es etwas. Und weil ich kulturhungrig bin, gehe ich da hin, wo ich sonst nie hin gegangen wäre. Man verknappt systematisch. Und dann werden die Schleusen geöffnet und man könnte festlich eine Kultur der Verausgabung, darauf will ich ja hinaus, haben, mit Feuerwerk und dergleichen und alle lechzten dem Kulturhauptstadtjahr entgegen und sagen: endlich gibt es das.

Dr. Michael Kötz: Die Frage ist, ob deine Voraussetzung stimmt, dass Bedeutung durch Verknappung entsteht. Das ist nämlich ein sehr ökonomistischer Begriff von Bedeutung und den bezweifle ich. Ich glaube nicht, dass die Bedeutung der Künste durch Verknappung entsteht. Das würde ja heißen, weil ich ein dreiviertel Jahr in

einem Gefängnis war, gar kein Bild gesehen habe, nehme ich mir das erst Beste und finde es toll. Das ist nicht das, was ich meine. Es geht darum, dass man in der Kunst etwas findet, das man für das eigene Leben für relevant hält, aus welchen Gründen auch immer. Und egal, wie viel es darum herum noch gibt...

Dr. Reinhard Spieler: Man müsste den umgekehrten Weg gehen und vier Wochen alle Kulturangebote frei machen; dann würde vielleicht der Reichtum erst mal klar werden und die Leute würden das viel mehr annehmen. Ich bin auch nicht der Meinung, dass man nur die existenzielle Bedeutung hat. Kunst hat immer auch ein unterhaltenden Bedeutungswert, was nicht schlecht ist. Das war immer so, auch in der Renaissance war das so. Mich stört es nicht, wenn jemand ins Hack Museum kommt und auch nur mal unterhalten werden will. Das ist auch eine Qualität, die ich super finde. Aber der Reichtum an Kultur, das ist ein riesen Wert.

Dr. Michael Kötz: Aber welchen Reichtumsbegriff hast du dabei? Du bist doch nicht reich, wenn du von einem Objekt hundert Stück hast. Was ist das für ein Reichtumsbegriff? Es kann doch nicht darum gehen, dass dir alles von hierhin bis hierhin steht. Da bist du doch nicht reich. Eher arm dran...

Rudij Bergmann: Ich meine, das ist natürlich ein ökonomistischer Ansatz, wenn man sagt, ich mache alles frei zugänglich. Ich bin aber sehr für diesen Ansatz, weil das ist ja auch ein Test: laufen die Leute dann wirklich hin oder ist das alles nur eine Träumerei von uns handvoll Leuten, dass das alles so wichtig sei ...

Gabriele Oßwald: Ich wollte nochmal zu diesem Thema Kulturverknappung etwas sagen. Ich bin überhaupt nicht Ihrer Meinung, Herr Hörisch, weil ich denke es gibt in den Schulen bei der kulturellen Bildung schon enorm viel Verknappung. Das was immer nie so wichtig ist, ist der Kunstunterricht oder der Musikunterricht Und wenn er stattfindet, dann findet er statt in einer Weise – naja,- lassen wir das. Es ist nicht so, dass überhaupt die Bedeutung von Kunst und Kultur vermittelt wird. Die Folge davon ist nicht, dass alle dürsten, und sagen, endlich muss ich mir jetzt außerhalb der Schule was angucken. Genau das Gegenteil passiert ja. Wie haben eine kulturelle Bildung, - wenn ich einfach mal die Sehgewohnheiten, die Rezeptionsgewohnheiten angehe – die ganz etwas anderes ist, als wir hier so vertraulich in diesem Kreise diskutieren. Es wäre ja auch mal interessant zu sagen, was ist denn die Realität. Meiner Ansicht nach wäre die These viel eher die, wenn man all diese großen Einrichtungen, Nationaltheater, Kunsthalle, das Hack Museum, wenn man das zumachen würde - wen interessiert denn das, außer uns?

Prof. Dr. Jochen Hörisch: Wissen Sie die Antwort?

Gabriele Oßwald: Ich will jetzt mal Folgendes als These aufstellen: Die Struktur dieser Kulturlandschaft ist ausgerichtet an einen Adressaten, der meiner Ansicht nach langsam aber sicher ausstirbt. Schauen wir uns doch den Altersdurchschnitt hier an oder in der Freien Akademie, oder den der Zuschauer im Nationaltheater usw. Das muss man sehr genau betrachten: wo sind denn die Leute, wo wollen sie denn Kultur haben, in welchen Formen, mit welchen Rezeptionsangeboten, in welchen Gebäuden. Das sind die Fragen die zählen.

Kiri Maisel: Wäre es vielleicht hilfreich, weniger auf das Jahr 2050 als auf das Jetzt zu schauen? Die Aufgabenstellung für die Kulturhauptstadtbewerbung gibt es. Was

denken die Menschen, was wollen die Menschen, was machen die Künstler und was gibt es. Auch: Wieviele Künstler sind heute hier, allgemein, wie werden sie einbezogen? Dies aber nicht im Sinne von "barrierefrei", sondern im Sinne von ‚wer nimmt an was teil‘. Wir haben ja jetzt mehrfach Gauck erwähnt, dessen Gedanken schießen ja ein in dem Gedanken, dass man teilnehmen soll, Verantwortung übernehmen. Das heißt also, wer nimmt teil an Kultur, was stellt er oder sie sich darunter vor? Das wäre für mich eine ganz entscheidende Fragestellung. Dann ist mir das mit den Dörfern noch im Ohr geblieben, von denen Herr Kufeld sprach. Ich weiß nicht, wo es hinpasst, ich sag es aber mal. Mir ist bis jetzt noch nicht begegnet, dass man Leben und Wirken der Sinti und Roma systematisch aufgenommen hätte. Und sie gehören zur Region, ein Goldstück. Auch auf die jüdische Gemeinde könnte bewusster zugegangen werden. Einen guten Gedanken finde ich das schon von Jochen Hörisch, den Blick darauf zu richten ‚was hat man erreicht‘. Aber da muss man vorsichtig mit den Formulierungen umgehen, damit man nicht so ein Majakowskischer "Optimistelzweig" grüßt. Überhaupt scheint mir Beachtung der Sprache sehr bedeutsam: "Leuchttürme" weisen darauf, wo man sich davon machen soll, haben also wenig Attraktivität. Eine tolle Musikszene macht noch keine Hauptstadt der Musik. Man kann Qualitäten auch ohne Großton vorstellen, muss nicht andere Füße treten. Und dabei z.B. einen Film vergessen, der vor nicht vielen Jahren mitten in Mannheim Qualitäten der Musik in MA seit den 50er zeigte "Mannheim-New York". Mehr Beispiele wären nicht schwer. Soviel: Weniger "affin", mehr in Berührung mit Menschen, Dingen und Worten!

Prof. Dr. Thomas Friedrich: Mir fällt da so ein Gedankenspielchen ein. Als ein kulturschaffender Philosoph versuche ich mich einzufühlen in einen Bürgermeister – seltsame Geschichte, weil ich eher vom nichtstaatstragenden Marxismus her komme. Dann wäre ich doch viel lieber ein Bürgermeister in einer Stadt, wo noch schöne Industriebetriebe sind, die Steuergelder reinfließen lassen, als in einer Stadt, in der diese Betriebe vor Jahrzehnten schon untergegangen sind, aber die alten Gebäude noch stehen, die dann irgendwie umfunktionalisiert werden müssen. Und was kommt da im Zweifel rein: Ateliers für Künstler, kleine Theater. Und ich als Bürgermeister müsste sagen, um Gottes Willen, da fließt nie ein Pfennig in meine Kasse, sondern da fließt nur Geld von mir ab. Und das ist ein Szenario für Armut. Die Tatsache, dass immer mehr Städte von Kultur reden müssen, ist möglicherweise ein indexikalisches Zeichen für eine ökonomische Großkatastrophe.

Wolfgang Sautermeister: Es ist wichtig, überhaupt mal auf das zu schauen, was überhaupt da ist und das in ein richtiges Blickfeld zu bekommen. Und von da aus zu schauen, was sind unsere Stärken und wie wollen wir damit in Zukunft arbeiten. Ich will die Frage aufwerfen: Warum brauchen wir so große Räume? Ich bin nicht der absolute Vertreter einer „großen neuen Kunsthalle“. Sind solche großen Museen überhaupt zeitgemäß? Wenn man so ein Museum will, ist das aber eine Entscheidung für die nächsten 50, 100 Jahre. Wir müssen Entscheidungen treffen, was wir wollen, wo wir hin gehen wollen in der Zukunft. Wichtig ist, dass wir mit den Erfahrungen aus anderen Städten arbeiten, das klingt ja im Beitrag von Michael Kötz auch an: nicht das alles einfach nachzumachen. Und wenn man sich beispielweise so große Institutionen wie Kampnagel anschaut, wo Amelie Deufelhard, als sie in Mannheim war, gesagt hat, sie ist sich sicher, dass sie heute nicht mehr ein so großes Schiff haben wollte. Wenn wir uns für einen Neubau entscheiden, dann müssen wir wissen, dass damit Folgekosten gebunden sind für die nächsten 100 Jahre. Damit möchte ich nichts gegen einen Neubau der Kunsthalle sagen, sondern

die Art, wie wir damit umgehen. Es wäre doch auch eine Möglichkeit, „Neubau“ ganz anders zu denken, etwa mit dem raumlabor berlin. Die haben bewiesen, dass sie auch mit knappen Mitteln sehr spannende Orte schaffen können. Also unbedingt auch bei all diesen Fragen „ungewöhnlich und visionär“ denken.

Andreas Koch: Sie sagten es, es geht um die Menschen. Es geht auch um einen Individualisierungsprozess von Menschen. Es könnte tatsächlich so sein, dass die Großveranstaltungen nicht mehr für alle der große Träger sein sollen, sondern man möchte etwas mehr erleben in der face-to-face Veranstaltung, weil da ein wirkliches Ereignis vielleicht noch auf den ein oder anderen warten könnte. Herr Stier, ich fand es wunderbar, was sie sagten, dass Sie die Gespräche hier als primär wichtig erachten, denn da kann in der Zusammenarbeit und in der Zusammenkunft auch wieder sokratisch etwas entstehen: Aktivierung der Akademie der Künste in der Kombination auch vor dem Hintergrund der Thematik Kulturhauptstadt Mannheim. Es scheint aber auch eine europäische Veranstaltung zu sein. Ich finde die Frage wichtig, was bedeutet überhaupt Kultur? Ist Kultur Kunst? Ist Kultur Business? Mir scheint es so zu sein, dass Kultur ein sehr breit aufgefächertes Etwas ist, das die Menschen im Miteinander teilen in gewissen Regionen. Wenn ich noch ein bisschen in die Geschichte dieser Region hinein blicke, und ich hatte vor kurzem das Vergnügen, in Frankenthal einen Nachhilfegeschichtsunterricht zu bekommen vom Bürgermeister, und was allein schon in Frankenthal alles gelebt hat und bedeutend war, wusste ich gar nicht. Dann habe ich den Eindruck, dass diese Gegend etwas zu bieten hätte auch im Blick auf die Kulturhauptstadt, aber als Region, vielleicht als Region der Kurpfalz. Und ich glaube, dass in Zukunft das Erleben, das tatsächliche Erleben das Drehbuch bestimmen muss. Genau da könnten wir ja diese Gespräche hineinführen, in eine gewisse Authentizität. Ich denke, wenn man dann das ein paarmal wiederholt hier, dann hat die Region tatsächlich eine riesen Chance die Kulturhauptstadtbewerbung zu bekommen. Aber vor dem Hintergrund einer gewissen Wahrhaftigkeit.

Ingrid Schinz: Jede Bewerbung für eine Kulturhauptstadt wird überall das Gleiche sein: den Ist - Zustand zu analysieren. Und deswegen finde ich eben dieses Experiment der Zukunft so spannend, da wahrscheinlich kein anderer Bewerber dieses Thema ansprechen wird. Man sollte genau dies herausstellen, ob die Metropolregion nun die Kulturhauptstadt wird oder nicht, ist eine ganz andere Frage. Aber allein das Gedankengut, wie sich die Kultur bis zum Jahre 2030 verändert haben wird, finde ich interessant. Ich bin überzeugt, dass sich dieses Thema von anderen Bewerbungen unterscheidet. Wir müssen ja nichts machen, was andere schon x-mal gemacht haben. Um Kulturhauptstadt zu werden müssen wir neue Wege beschreiten. Übrigens, die ganzen Dörfer der Metropolregion mit zu integrieren in dem Projekt, finde ich eine interessante Überlegung, da jedes einen eigenen Aspekt einbringt und den Fassettenreichtum der Region widerspiegelt.

Prof. Dr. Thomas Friedrich: Es sollten sich alle die Frage stellen, wo es doch um Kultur geht und wir alle nicht so recht wissen, was das ist: Ist Kultur eigentlich demokratisch oder eher nicht demokratisch?

Einwurf: Die Künste sind eine Demokratie.

Dr. Michael Kötz: Ich bedanke mich für das Gespräch über unseren heute vorgelegten Standpunkt. Die AKADEMIE wird sich um Fortsetzung der Gespräche bemühen – als ein Teil der Bewerbung um die Kulturhauptstadt.

Prof. Dr.- Ing. E.h. Helmut Striffler

*Referat am 26.06.2011 bei der Freien Akademie der Künste Rhein-Neckar
zur Bewerbung Mannheims als Kulturhauptstadt (überarbeitet am 22.03.2012)*

Die Ernennung Mannheims zur Kulturhauptstadt aufgrund dieser Bewerbung wäre zwar eine Auszeichnung für die Stadt, keinesfalls aber eine Art ‚Orden‘ für Bestehendes. Ein Erfolg der Bewerbung Mannheims bedeutete vielmehr eine Art Pakt mit der Öffentlichkeit über noch zu Leistendes. Und da steht einiges an. Es gibt z.B. eine Broschüre des Baudezernates Mannheim mit dem poetischen Titel ‚Blau – Mannheim – Blau‘. Mit dem ‚doppelten Blau‘ sind die beiden die Stadt prägenden Flüsse Rhein und Neckar gemeint und illustriert die These ‚Mannheim – Stadt an zwei Flüssen‘. Aber wir wissen: Alle die viele blaue Farbe in den Plänen hat bislang nicht bewirkt, dass das Verhältnis der Stadt zum Wasser und zu ihren Flussufern wesentlich aufgewertet wurde.

Dies gilt erst recht für die Nachbarschaft der Stadt zu ihren Häfen, insbesondere dem Mühlauhafen. Aber gerade in diesem Beziehungsgeflecht wäre ein erhebliches Potential für eine positive Stadtentwicklung zu sehen und zu erschließen. Dabei steckt mehr dahinter als Uferpromenade oder Hafenfrequenz. Da ist nicht vordergründige Wasser-Romantik oder Freizeitspaß angesprochen. Die Verknüpfungen zeigen weit über die Stadtgrenzen hinaus. Sie weisen der Stadt Mannheim eine Führungsrolle zu, der sich zu stellen eine kulturelle Leistung hohen Rangs bedeutet.

Man bedenke:

Der Rhein und seine schiffbaren Nebenflüsse gelten seit 1868 als internationale Gewässer. In der sogenannten ‚Mannheimer Akte‘ wurde dies festgelegt. Schiffe ‚aller Herren Länder‘ befahren den Fluss. Gleichermaßen dient er als großer Vorfluter zur Entwässerung von Städten und Dörfern seines Einzugsbereichs, zur Kühlung der Kraftwerke und ist Betriebsmittel für die entlang seiner Ufer konzentrierte Industrie. Das alles hat aus dem einst mächtigen Fluss ein gebändigtes Gewässer gemacht, und gelegentliches Hochwasser gilt als eine Art Betriebsunfall, der sich proportional zur Dynamik des wirtschaftlichen Aufschwungs vollzog.

Wir wissen davon, und dies kommt uns in den Sinn, wenn wir am Ufer stehen und die Spuren der Veränderung begreifen. Folgerichtig wird also sein, den Rhein mit seinen Nebenflüssen insgesamt und primär als die Lebensader eines Landschaftskontinuums zu sehen. Dies als Gestaltungsaufgabe zu erkennen, ist das Neue im Unterschied zu der bislang bestehenden Praxis, dass der Mensch des Industriezeitalters seine Landschaft behandelt, als sei sie ein schieres Produktionsmittel, „...uns zum Bedarf bestellt...“ (Heidegger). Diesem Neuen zu einer Zukunft zu verhelfen, wäre die Frucht eines Annäherungsprozesses zwischen den Menschen am Rhein und ihrem Fluss und ist somit Kultur-Aufgabe.

Kultur vollzieht sich ortsgebunden und kommt nicht zuletzt in den Erscheinungsformen von Landschaft, deren Nutzung und Bebauung zum Ausdruck. So entsteht unser Ortsbezug, über den wir uns im lebensräumlichen Umfeld als kreatürliche Realität begreifen. Ernst Bloch, sprachgewandter Philosoph und gebürtiger Ludwigshafener, umschreibt diese Kulturaufgabe folgendermaßen: „Ludwigshafen, das ist ein guter Standort, um die jetzige Wirklichkeit zu sehen, um, mehr noch, die Tendenz zu fassen, die sie ist und die sie aufheben wird. Orte wie

Ludwigshafen am Rhein sind (wirklich) die ersten Seestädte auf dem Land, fluktuierend, aufgelockert, am Meer einer unstatistischen Zukunft. Das behagliche pfälzische Weinland dagegen, eine halbe Stunde von hier, Hof- und Nationaltheater (in Mannheim), die nahen Dome von Worms und Speyer rücken vorerst fern. Die internationale Bahnhofhaftigkeit schmilzt alles ein.“

Bloch setzt überraschende Prioritäten: Ludwigshafen eine „Seestadt“ im Binnenland. Das ist kühn formuliert und gilt gleichermaßen für Mannheim. Ähnlich vielsagend ist die von Bloch gebrauchte Umschreibung des Stadtcharakters als eine „Internationale Bahnhofhaftigkeit“. Das ruft Bilder hervor, die unsere ganze Phantasie beanspruchen und dabei schillernd vieldeutig bleiben. Sie weisen in offene Zukunft, transportieren auch ein Quantum Ungewissheit.

Zumindest kündigt sich an, was es bedeutet, an einem Fluss zu leben, der bislang gemäß Planerjargon ‚Rheinschiene‘ genannt wird und verkehrlich die Nord-Süd-Transversale Rotterdam – Genua verkörpert. Aber die beiden Städte bilden einander gegenüberliegend gemeinsam die Fassung für einen Flussraum. In dessen europaweitem Kontinuum wird daraus eine Station, an der auch jetzt schon im Sommer gerne die Passagierschiffe aus den Niederlanden, der Schweiz und vom Niederrhein festmachen.

Unternehmungslustige Touristen gehen an Land. Busse stehen bereit, um sie zu den Sehenswürdigkeiten der Region in Heidelberg, Schwetzingen, Speyer usw. zu bringen. Dass der Ankerplatz jedoch zu Mannheim gehört, dass Schloss mit Universität, Jesuitenkirche, Innenstadt und ICE-Bahnhof in ‚Sichtweite‘ und Fußwegentfernung liegen, bleibt dabei unbemerkt.

Vielmehr sollte die Ankunft in Mannheim per Schiff zu einem eindrucksvollen Ereignis werden; das Mannheimer ‚Barockdreieck‘ mit Universität, Innenstadt und pulsierendem Leben eine nahe Besonderheit bilden; sich die Mannheimer Rheinfront von den Brücken und komplementär zur Ludwigshafener Seite als eindrückliches Bild präsentieren.

Dies alles wird uns stolz machen, ganz so, wie es die Universität Mannheim als außerordentlich empfindet, ihren Sitz in der ausgedehnten Schlossanlage zu haben. Dazu will es nicht recht passen, dass im Rahmen der dort zelebrierten Betriebswirtschaftslehre z.B. die Versuchung groß ist, das Bauen radikal auf die Dimensionen eines Rechenexempels zu reduzieren. Dies ist fatal, denn die unabdingbare Koppelung von Mensch und Raum kommt dabei zu kurz. Frau Prof. Löw und ihre Kollegen der TU Darmstadt haben diese Denke als Mangel benannt.

Im Blick auf unsere Schlossuniversität wäre deren Parole ‚Renaissance des Barock‘ fortzuschreiben und sollte lauten: ‚Renaissance der Baukultur‘. Die zukünftige Business-School z.B. könnte kraftvoll den Ring Richtung Verbindungskanal überspringen und würde damit den Schlossgarten nicht zusätzlich belasten. Noch besser wäre es, wenn die Universität sich gleich großräumig am Rhein entfaltete. Dies wäre der Auftakt zu einer Mannheimer Rheinfront, die es bislang nicht gibt. Sie sollte sich bis zur Nordbrücke erstrecken, das Haus Oberrhein integrieren und die dann folgende Reihe der banalen Lagerhäuser ersetzen. Damit würden Ludwigshafen mit Mannheim zu räumlich erfahrbaren Schwesterstädten, die komplementär so zusammenhängen, dass sie auch gemeinsam Kulturhauptstadt bilden könnten.

Flussaufwärts beginnt im Übrigen, ausgehend von der Mannheimer Schlossuniversität und dem Viktoria-Hochhaus, das Projekt Mannheim 21. Ich gab diesem Abschnitt beim Start vor Jahren den Namen ‚Denkmeile‘. Mit der Hochschule Mannheim als deutlichem Merkzeichen und zusammen mit dem Erneuerungsprozess des Lindenhofs bildet sich die südliche Rheinfront Mannheims. Ihr gegenüber liegt das stürmisch wachsende Ludwigshafen Süd mit der wunderbaren Parkinsel.

Beide Städte sind damit auf gutem Weg, sich zu einem großartigen post-industriellen Ensemble mit dem Rhein als Mitte zu entfalten. Wahrlich ein hoch aktuelles Thema. Ohne dass dieses gelingt, wird auch die große Last der Konversionsaufgabe in Mannheim noch schwerer fallen, als sie schon ist.

Mannheim ist ursprünglich als Festung des trotzig reformierten Kurfürsten und seiner Residenz Heidelberg entstanden. Daher tritt bei den Betrachtungen zur Kulturhauptstadt sofort auch die heutige Stadt Heidelberg als Stadtsubstanz des Rhein-Neckar-Dreiecks unübersehbar in Erscheinung. Heidelberg ist, mit Mannheim und Ludwigshafen zusammen, als Basis einer besonderen ‚Trinität‘ zu begreifen. Die weltweit bekannte Universitätsstadt Heidelberg, das als Wiege global wirksamer Mobilität geltende Mannheim wie auch Ludwigshafen als Standort des weltweit größten Chemiekomplexes haben – jede für sich – großartige identitätsstiftende Merkmale, die zusammen sehr wohl als Kulturhauptstadt gelten können. Die bereits bestehende Metropolregion ist der erste Schritt dazu. Sie bildet ein gutes Rahmenwerk. Die seitens der Darmstädter Gutachter um Frau Prof. Löw für Mannheim erneut angemahnte Baukultur darf als Forderung auf die neue ‚Trinität Kulturhauptstadt‘ ausgedehnt werden, ohne deren Ökonomie zu gefährden.

Als Klarstellung zum Schluss ein Zitat von Hermann Josef Abs:

„Gewinn ist so notwendig, wie die Luft zum Atmen, aber es wäre schlimm, wenn wir nur wirtschaften würden, um Gewinne zu machen, wie es schlimm wäre, wenn wir nur leben würden, um zu atmen“.

Wir sollten in Mannheim gewiss nicht nur ‚leben, um zu atmen‘, sondern ‚ganz tief Luft holen‘.

DIE FREIE AKADEMIE DER KÜNSTE RHEIN-NECKAR e.V.

"Die Verständigung über Fragen der Kunst und Kulturpolitik" stünden im Zentrum der Akademie Rhein-Neckar, heißt es lapidar in der Sprache der Vereinszwecke in der Satzung des gemeinnützigen Vereins Akademie, deren Gründungspräsident der Architekt Carlfried Mutschler war, gefolgt vom Komponisten Wolfgang Ludwig, dann dem Literaturwissenschaftler Dr. Burkhardt Krause, dann einem Mann des Theaters Ulrich Schwab, um schließlich vorerst, damit der Bogen auch stimmt, mit mir bei der Filmkunst zu landen. Rund 170 Mitglieder hat die Akademie, etwas über 100 davon leben hier in der Region, einige nicht oder nicht mehr. Bildende Künstler, Künstler des Theaters, Architekten und Designer und Fotografen, Künstler des Films, Schriftsteller, Komponisten und Musiker, Wissenschaftler und Kunst- und Kulturmanager sind Mitglied der Akademie, in die man berufen wird, wenn andere, die bereits Mitglied sind, dies für richtig und angemessen halten. Berühmtheiten zieren unsere Mitgliedsdatei, von Bazon Brock und Mauricio Kagel, über Sarah Kirsch und Rainer Kunze bis zu Ivan Nagel, Hans Neuenfels, Klaus Staeck oder Michael Verhoeven. Und viele wahrhaft schwergewichtige Namen von Künstlern aller Sparten aus Mannheim, Heidelberg, Ludwigshafen und der Region Rhein-Neckar können wir darüber hinaus stolz als Mitglieder nennen. Und natürlich gibt es jedes Jahr neue Berufungen. Wobei wir entschieden haben, uns bei der Nominierung neuer Mitglieder nicht so sehr danach zu richten, wie wichtig und bedeutend die Institution beispielsweise ist, die jemand namentlich vertritt, sondern tatsächlich danach zu gehen, wie substanziell die künstlerische oder die Kunst-vermittelnde Tätigkeit einer Persönlichkeit vor allem aus der Region ist und wie sehr es auch uns, die Akademie als Institution, zieren würde, diese oder jenen als unser Mitglied aufnehmen zu dürfen.

Ziel und Lebenszweck der Akademie ist also die Verständigung, der Diskurs, der Austausch der Meinungen, der einander widersprechenden, weil von eigener künstlerischer Erfahrung beeinflussten Auffassung dessen, was Kunst sei heute und was wir mit ihr anzufangen haben.

Dr. Michael Kötz

FREIE AKADEMIE DER KÜNSTE RHEIN-NECKAR e. V.

Geschäftsstelle:

Collini-Center, Galerie - 68161 Mannheim - - Telefon 0621 – 10 29 43

praesidium@freie-akademie-rn.de

www.freie-akademie-rn.de